



Raffaele Carboni (Autor)

Abendland

Die Ideen, die zum demokratischen Staat führten



<https://cuvillier.de/de/shop/publications/7616>

Copyright:

Cuvillier Verlag, Inhaberin Annette Jentsch-Cuvillier, Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen,
Germany

Telefon: +49 (0)551 54724-0, E-Mail: info@cuvillier.de, Website: <https://cuvillier.de>



Einleitung

Dieses Buch ist aus der Überlegung heraus entstanden, dass der grundlegende Mechanismus der Demokratie, der eine gute Staatsverwaltung erst möglich macht, die Wahl der Regierung durch die Bürger ist und aus der Feststellung, dass dieses Prinzip auf Schwierigkeiten stoßen kann, etwa wenn die Voraussetzungen dafür fehlen, sodass die staatliche Ordnung verzerrte Züge annimmt. Das letzte Kapitel über den italienischen Staat – und das Nachdenken über dessen Geschichte führte zur Entwicklung der grundlegenden Idee dieses Buches – will ein Beispiel für jene Anomalien sein, die einen Staat belasten, wenn dieser bei seiner Entstehung den Grundsatz der Nationalität (der hier als Gegenpol zum Nationalismus verstanden wird) missachtet.

Daraus ergab sich dann die Erforschung jener Entwicklungsschritte, die in abendländischen Gesellschaften zur Bildung des demokratischen Staats als Regierungsform führten. Es ist ja nicht leicht zu sagen, wenn man sich diese Frage stellt, warum es Parlamente gibt, warum der – mehrere Jahrhunderte überdauernde – Absolutismus überwunden wurde, oder warum die Ausformung des demokratischen Staats mit einer allgemeinen Verbesserung sowohl der Lebensbedingungen als auch der Verhaltensweisen einhergeht. Der beste, aber auch schwierigste, Weg zur Beantwortung dieser Fragen beginnt hier am Anfang und folgt der Evolution westlicher Gesellschaften von den Einflüssen des Christentums bis zur Geschichte des italienischen Nationalstaats. Dieses Buch ist weder eine historische Darstellung noch eine Abhandlung über politische Institutionen, sondern eine – sich auf historische Fakten stützende – Betrachtung der Ursprünge, der Rechtsgründe und der Ordnungsprinzipien institutionalisierter Strukturen, die, indem sie unsere Umfeld organisieren, den Rahmen vorgeben, in dem unser alltägliches Leben stattfindet.

Wir sind es gewohnt, die abendländische Geschichte in Epochen einzuteilen, die sich gewöhnlich auf die Entwicklung und den Wandel politischer Machtstrukturen beziehen wie Feudalismus, Absolutismus oder Nationalstaat. Dabei entgeht uns allerdings das Besondere an dieser Aufeinanderfolge gesellschaftlichen Organisationsformen. Denn es handelt sich dabei eben nicht um zufälli-



ge Umwälzungen, die auf äußere Einflüsse reagieren, sondern um eine Zivilisation, die – anders als andere Gesellschaften, die Jahrtausende lang nahezu unverändert blieben und dazu neigen, sowohl institutionelle Formen als auch Lebensweisen zu verfestigen – eine innere evolutive Kraft entwickelt. Damit setzt sie einen dauerhaften Veränderungsprozess in Gang und entwickelt Leitprinzipien wie den Vorrang des Individuums sowie die Trennung von Weltlichem und Geistlichem oder von Öffentlichem und Privatem. Indem der Leser diesen Betrachtungen folgt, ohne diese notwendigerweise teilen zu müssen, lernt er – und das ist der Wunsch des Autors – eine Zivilisation zu schätzen, die neben der modernen Wissenschaft einen Wohlstand generierende Marktwirtschaft und den demokratischen Staat hervorgebracht hat und er versteht, welche Grundregeln die Tauglichkeit politischer Institutionen gewährleisten und welche Fehlentwicklungen möglich sind.



Die Ungleichheit in der heidnischen Welt

In der entferntesten Vergangenheit bestand die Menschheit aus Gruppen, die verfeindet waren oder zumindest keine Kenntnis voneinander hatten, die sich – indem sie den Planeten besiedelten – immer weiter voneinander entfernten, die sich in immer neue Populationen aufteilten und sich mit der Zeit in der Sprache, in den Gewohnheiten, in der Kleidung und im physischen Aussehen unterschieden. In dieser Lebenswirklichkeit glich nichts unsere heutigen Vorstellungen von der Menschheit und vom Menschen, vom Individuum als Teil der menschlichen Gemeinschaft oder von der Menschheit als Menge aller Menschen. Was zählte, war ausschließlich die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Das einzelne Individuum hatte für andere nur dann einen Wert, wenn es derselben Gemeinschaft angehörte und deren soziale Bindungen sowie Sprache und Religion ebenso teilte wie deren Überlebentechniken. Jeder andere Mensch galt als Feind. Auch nach dieser Urgeschichte trennt uns ein Abgrund von dieser vorchristlichen Welt und es ist unmöglich, sich heute in Menschen hineinzusetzen, die – regelmäßig und ohne dabei sozialer Kritik ausgesetzt zu sein – Sklaverei betrieben oder Kinder töteten, die ihre Feinde vernichteten, ungerührt Grausamkeiten begingen und sich vergnügten, wenn sie Menschen wilden Tieren zum Fraß vorwarfen. Der gleiche Abgrund trennt uns von Zivilisationen, die entweder räumlich entfernt oder abendländischen Menschen bis zu einer gar nicht so weit entlegenen Epoche unserer Geschichte unbekannt waren. Diese Gesellschaften wiesen oder weisen bis heute Merkmale auf, die denen der antiken Welt im Wesentlichen gleichen.

Grundlegend für diese Gesellschaften, die hier zum besseren Verständnis als „heidnisch“ bezeichnet werden, ist ein Standpunkt, der die Vorstellung des heutigen westlichen Menschen auf den Kopf stellt. Dieser denkt und verhält sich, als ob die politische Gesellschaft immer das Ergebnis einer Übereinkunft zwischen Menschen sei. Für den heidnischen wie für den primitiven Menschen ist es dagegen die Gesellschaft, die dem Individuum, das ihr angehört, überhaupt erst einen Wert verleiht.



Die Identifikation des Individuums mit der eigenen sozialen Gruppe ist dann auch der Schlüssel zum Verständnis des politischen Selbstverständnisses der heidnischen Welt, wenn man bedenkt, dass dieses zwei Gesichter hat – auf der einen Seite steht die Verschmelzung des Individuums mit der Gemeinschaft und der gesellschaftlichen Macht, auf der anderen ein Gefühl des Fremdseins, das alle Menschen haben, die nicht derselben sozialen Gruppe angehören. Dieses Fremdsein äußert sich in der Grausamkeit und wird auch durch Normen und Bräuche wie die Gastfreundschaft oder durch Verhaltensmuster im Verhältnis der Völker untereinander wie die Vereinbarung von Bündnissen kaum gemildert.

Die Vorherrschaft des Kollektivs über das Individuum betrifft offensichtlich auch das religiöse Denken, wenn man sich vor Augen führt, dass die Religion dem antiken Menschen dazu diente, sich zu einer Stadt oder einer Gruppe zu bekennen. Der als Bitte um himmlischen Beistand für die Jagd oder die Ernte entstandene Kult des Göttlichen war eine soziale – und in der Gruppe ausgeführte – Tätigkeit und wurde, wie die Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfs, ursprünglich von allen Gruppenmitgliedern übernommen. Für den antiken Menschen war die Religion also etwas völlig anderes als für den modernen westlichen Menschen, der die Religionsausübung als Privatangelegenheit betrachtet, in die eine Gesellschaft sich nicht einzumischen hat. Diese Position hätte in der antiken Welt niemand verstanden. Noch in der griechisch-römischen Zivilisation unterschieden sich die Götter einer Stadt von den Gottheiten anderer Städte und Völker. Götter schützten die Stadt, steigerten deren Wohlstand, halfen den Soldaten im Krieg und kämpften gegen die Götter der Feinde. Die Stärke der Gottheiten entsprach der Stärke der Stadt und umgekehrt. Je mächtiger die Götter waren, die eine Stadt sich gab, desto mutiger war sie selbst. Die Göttlichkeit trägt für den antiken Menschen fast schon ambivalente Züge und die Bilder, die sie darstellen, verkörpern diese Widersprüchlichkeit: Ein geheimnisvolles Wesen – und ein Objekt, das dazu dient, magische Kräfte zu kontrollieren, eine mehr oder weniger schreckliche oder segensreiche überirdische Macht und zugleich – als Fetisch oder Statue – ein Produkt der Stadt oder der dort lebenden Handwerker und Kunstschaffenden, ganz so wie die Paläste, die Verteidigungsanlagen, die Sta-



tuen oder die Gemälde. Es gab in der Antike einen Ritus, die Theurgie, der darin bestand, Statuetten der Gottheit mit Substanzen zu füllen, um diesen magische Kräfte zu verleihen und ein gleiches Verfahren findet man bei den – im 16. Jahrhundert von Europäern entdeckten – Azteken, die Naturkräfte in Götzenbildern verehrten, die aus gemahlenden und mit dem Blut aus den Herzen der Opfer zu einer festen Masse gekneteten Samen bestanden. Nur wenn wir uns diesen materiellen und „städtischen“ Charakter der Göttlichkeit vor Augen führen, können wir verstehen, warum die römischen Kaiser posthum zu Göttern wurden oder was zahlreiche Bürgerinnen und Bürger jeden Tag dazu bewegte, die Masken der Gottheiten zu pflegen, indem sie an deren Statuen das Kämmen der Haare oder die Reinigung des Schuhwerks simulierten.

Politik und Religion, Staat und Kirche sind – um es mit modernen Begriffen auszudrücken – Unterscheidungen, die für den antiken Menschen keine Bedeutung hatten. Denn sowohl der Prätor als auch der Pontifex Maximus waren Amtsträger, die Justizverwaltung galt ebenso als öffentlicher Dienst wie die Einweihung eines Tempels. Bei Aufgaben, die später wirklich öffentlich und politisch sein werden, wie die Festlegung eines Strafmaßes oder eine Kriegserklärung, griff man zu religiösen Riten. Die öffentliche Macht konnte wiederum in jeden Lebensbereich ihrer Untertanen vordringen und Richter, Priester oder Kaiser hatten ebenso das Recht, Steuern festsetzen wie die Heirat eines bestimmten Partners, die Art und Weise sich zu kleiden, die Aufnahme einer vorgegebenen Nahrung oder sogar die Selbsttötung anzuordnen, gerade weil es keinen Unterschied zwischen Mensch und Bürger gab. Die politische Gemeinschaft war alles und der Mensch außerhalb seiner Gemeinschaft nichts. Wie weit diese Verschmelzung zwischen Gesellschaft und Individuum gehen kann zeigt das Menschenopfer, das in seiner ursprünglichen kruden Form oder als ritueller Selbstmord in allen primitiven Gesellschaften und – auch in jüngerer Zeit – in zahlreichen Kulturen anderer Kontinente vorhanden ist. In der griechisch-römischen Welt finden wir Spuren davon in den Mythen und – in einer abgeschwächten Form – in den Gladiatorenkämpfen.

Neben dieser Allgegenwart der politischen Gemeinschaft kennzeichnet die heidnische Gesellschaft eine Haltung der Zurückweisung und Gleichgültigkeit gegenüber Menschen, die nicht Teil der Gruppe sind, das heißt, gegenüber



Fremden und allen, die – auch wenn sie im selben Gebiet leben – der Bürgerschaft nicht angehören.

Während aus Nomaden mit der Zeit sesshafte Gemeinschaften werden, entsteht ein Bewusstsein für die Existenz anderer Gruppen, mit denen man notwendigerweise Beziehungen aufnehmen muss – und doch bleibt eine tief verwurzelte Haltung der Ungleichheit bestehen. Andere Menschen werden nur dann als gleich angesehen, wenn sie zur eigenen Gemeinschaft, zum eigenen Stadtstaat oder zu einem von der eigenen ethnischen Gruppe bewohnten Städteverbund gehören. Deshalb ist – auch in gar nicht so weit entfernten Epochen und in antiken Zivilisationen, die uns eigentlich nahe stehen – die Art und Weise, wie man den jeweils anderen, oder den Fremden, oder all jenen, die nicht der eigenen Gemeinschaft angehören, begegnet, die Eroberung, die Unterwerfung und die Knechtung, gemäß einem Denken, das noch nicht in der Lage ist, die Vorstellung eines ebenbürtigen menschlichen Individuums zu entwickeln, das einen Wert an sich hat und sich damit von allen Lebewesen, die der Mensch für seine Zwecke nutzt, unterscheidet. Die antiken Menschen schufen zwar die – rechtlich verbindliche, vererbare sowie an Familien anderer Völker übertragbare – Regel der Gastfreundschaft, doch diese war lediglich ein Instrument, um – im gegenseitigen Interesse – einem Schicksal vorzubeugen, das ohne dieses Gebot jedem drohte, der sich auf fremdes Gebiet vorwagte. Noch in den ersten Jahrhunderten des römischen Imperiums konnte ein Fremder, der sich auf germanischem Territorium ohne das von einer örtlichen Familie verliehene Gastrecht aufhielt, getötet oder von jedem, der sich seiner bemächtigte, als Sklave verkauft werden. Die Geschichte der Zivilisation kann man, bis in jüngste Zeit, als eine Geschichte der Kriege lesen. Der antike Mensch betrachtete allerdings nicht nur die kriegerische Auseinandersetzung als einen natürlichen Zustand bei der Kontaktaufnahme mit anderen Völkern – „natürlich“ waren auch die Vernichtung oder Knechtung der Besiegten. Wir können davon ausgehen, dass eine zufällige Begegnung von zwei nomadisierenden Gruppen primitiver Menschen nicht gerade zu Freundschaftsbekundungen führte. Aber auch die Geschichtsschreiber der Antike erzählen uns auf jeder Seite, und das mit aller Offenheit, von Blutbädern nach der Kapitulation belagerter Städte oder nach der Niederlage feindlicher Heere. Für die



Heerführer war es ehrenhaft, die Insignien Roms unter Völker zu tragen, die den Namen dieser Stadt nie zuvor gehört hatten und Tacitus lässt einen britannischen Heerführer in „Agricola“ sagen, die Römer „schaffen eine Wüste und nennen das Frieden“ (*ubi solitudinem faciunt, pacem appellant*), um damit zu beschreiben, was die Pax Romana eigentlich ausmachte, die Rom so eifrig in der Welt verbreiten wollte. Dass es sich hier nicht um Übertreibungen handelt, belegen die auf der Trajanssäule und der Marc-Aurel-Säule in Flachrelief-Technik eingemeißelten Darstellungen ermordeter Besiegter. Die lateinischen Schriftsteller entwickelten ein eigenes literarisches Genre, die Trostschrift, um trauernden Mitbürgern ihr Beileid auszusprechen. Viele dieser Texte berühren den Leser noch heute und sind aufgrund der Erhabenheit der ausgedrückten Gefühle und der Tiefe der philosophischen Meditationen spirituelle Meisterwerke. Aber diese Autoren ließ es völlig gleichgültig, wenn dem Führer einer feindlichen Armee während der Siegesfeiern der Hals durchgeschnitten wurde und Gefangene zu Hunderten an Raubtieren verfüttert wurden, um das Volk zu unterhalten. Heute schauen wir entsetzt auf diese Grausamkeiten, die bei wenig zivilisierten Völkern immer noch vorkommen. Dabei entspricht das Grundmuster für dieses Verhalten – eine Haltung radikaler Ungleichheit und Überlegenheit – jenem der antiken Völker. Wir sind allarmiert, wenn wir in unserer Gesellschaft Reste rassistischen Gedankenguts ausmachen und während wir uns – völlig zu Recht – bemühen, Menschen unterschiedlicher Hautfarbe gleich zu behandeln, sind wir uns nicht bewusst, dass diese Menschen untereinander Rassisten sein können.

Die Prinzipien von Fremdheit und Unterdrückung betreffen aber nicht nur das Verhältnis der Völker zueinander, sondern auch die innere Verfassung der heidnischen Rechtsordnung und kulminieren in der Sklaverei. Wir sind heute weit davon entfernt, die Sklaverei zu begreifen, die im Mittelmeerraum entwickelt und dort bis vor etwa fünfzehn oder sechzehn Jahrhunderten praktiziert wurde. In den präkolumbianischen Gesellschaften des 16. Jahrhunderts taucht sie dann – in einer Form, die derjenigen der antiken Völker genau gleicht – wieder auf. Die Sklaverei wurde in der antiken Welt bei allen Völkern praktiziert, die sich in einem bereits zuvor von Menschen bewohnten Gebiet niedergelassen hatten. Menschen wurden gekauft, verkauft, verschenkt und konnten



getötet werden wie man ein Objekt zerstört. Nach dem was uns der römische Schriftsteller und Historiker Sueton aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. überliefert, warf Kaiser Nero seinem Volk in Momenten des Größenwahns Bezugskarten zu, die – in der Form eines Geschenks – zum Erhalt von „Lebensmitteln, Kleidung, Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen, Bildern, *Sklaven*, Lasttieren....“ berechtigten.

Die Sklaverei hat ihren Ursprung vor allem in der Unterwerfung besieger Völker, und es ist diese primitive Vorstellung von Ungleichheit, die verhindert, dass ein Fremder als ebenbürtiger Mensch angesehen wird. Der Sieger hat also keinen Grund, den besiegten Fremden als etwas anderes zu betrachten als eine Beute. Einmal mit der erzwungenen Unterwerfung eingeführt setzt sich die Sklaverei aus sich selbst fort, denn wer als Sklave inmitten von Sklaven geboren wird, hält die Sklaverei ebenso für eine natürliche Einrichtung wie sein Herr, der als Herr geboren wird. Ausgehend von der – in der antiken Welt offensichtlichen und daher nicht in Frage gestellten – Regel, dass der Sieger automatisch zum Herren der eingenommenen Stadt, des Grund und Bodens sowie der Menschen wird und daher das Recht hat, die Besiegten zu töten, konnten die Unterworfenen um so mehr als Eigentum behalten oder verkauft werden. Die gesellschaftliche Struktur der Sklaverei, die sich aus dem Verständnis des Krieges und der Beziehungen zwischen den Völkern herleitet, nährt sich von Eroberungen, von der Aussetzung Neugeborener, die von jedem, der sie fand, versklavt werden konnten und von der natürlichen Fortpflanzung von Sklaven. Nach der römischen Etymologie, die immerhin mehrere Jahrhunderte Bestand hatte, leitet sich das lateinische Wort *servus* (Sklave) von den Verben *servare*, *salvare* (retten) oder *conservare* (behalten) her, die nicht nur die Verschonung menschlicher Kriegsbeute andeuten, sondern eben auch auf deren Erhaltung (oder: „Konservierung“) für den Eigenbedarf hinweisen. Es handelt sich hier um eine der vielen großartigen Erklärungen der antiken Grammatiker und doch ist schon die Tatsache, dass diese so und nicht anders formuliert wurde, bedeutungsvoll. Mit wenigen seltenen Ausnahmen, und die bemerkenswerteste ist wohl die Haltung der stoischen Philosophen, betrachtete das antike Denken die Sklaverei als eine natürliche Einrichtung. Die antiken Historiker sprachen ebenso beiläufig von Sklaven, wie über jede



andere Sache in dieser Welt und setzten deren Existenz als selbstverständlich voraus. Der größte Philosoph der Antike, Aristoteles, stellt in seinen Betrachtungen über die Politik fest, das Freie und Sklaven sich voneinander unterscheiden wie Seele und Körper oder Mensch und Tier, außer wenn er sich, bei dem Versuch, festzulegen, wer naturgemäß beziehungsweise aufgrund seiner inneren Eigenschaften zum Sklaven bestimmt ist, in verschlungenen Gedankengängen verliert. In Wirklichkeit meint das antike Denken nicht, dass es Menschen gibt, die natürlicherweise Sklaverei sind, sondern dass die Existenz der Sklaverei ein natürlicher Zustand ist. Für den anderen großen griechischen Philosophen, Platon, war es offensichtlich, dass Barbaren – oder: Nicht-Griechen – der Sklaverei unterliegen, während er es für einen Skandal hielt, dass Griechen als Sklaven gehalten werden.

Zwei Überlegungen können dabei helfen, die Sklaverei in der antiken Welt besser zu verstehen. Die erste Überlegung bezieht sich auf den numerischen Bestand der Sklaven, der – weit davon entfernt, nur auf die wenigen Menschen im Dienst einer reichen Oberschicht begrenzt zu sein – sogar die Anzahl der Freien übertreffen konnte. Im Athen des Perikles im fünften Jahrhundert v. Chr. lebten etwa 20.000 Bürger, während – aufgrund von ungenauen und widersprüchlichen Angaben in den Dokumenten antiker Geschichtsschreiber – die Anzahl der Sklaven auf 100.000 bis 350.000 geschätzt werden kann. In Italien muss es in der Spätphase der Republik, bei einer Gesamtbevölkerung von sechs oder sieben Millionen Einwohnern, zwei bis drei Millionen Sklaven gegeben haben und es macht durch Sinn, davon auszugehen, dass die Konzentration von Sklaven in der Hauptstadt Rom noch sehr viel höher war, vor allem seit der Besitz von Sklaven dort zum normalen Lebensstandard gehörte und reiche Familien auch mehrere hundert Haussklaven besitzen konnten. Daher steht das Wort Volk in der Antike und in unserer Gegenwart für unterschiedliche Vorstellungen, weil wir alle Menschen, die in einem bestimmten Gebiet leben oder einer ethnischen Gruppe angehören, als Volk bezeichnen, während die Antike diesen Begriff auf die Gemeinschaft freier Menschen eingrenzte. Wenn Athener Philosophen über die Regierungsformen der *Polis* diskutierten, sprachen sie über die politischen Beziehungen zwischen 20.000 Menschen



und nicht über jene 200.000 oder 300.000 Menschen, die – als Teil des Hausrats – deren Eigentum waren.

Die zweite Überlegung ist, dass die Sklaverei, sofern sie nicht von „Rasse“-Unterschieden getragen wird, einen rein juristischen Status annimmt, in dem Sinn, das man mit einem Rechtsverfahren oder mit einem Rechtsakt vom Zustand der Sklaverei in den Zustand der Freiheit oder umgekehrt versetzt werden konnte: Der Sklave hatte die Möglichkeit durch Freilassung oder testamentarisch zu einem freien Individuum aufsteigen, die Kinder freier Menschen wurden zu Sklaven, wenn der Vater sie an einen Fremden verkaufte. Freie Erwachsene konnten wiederum aufgrund ihrer Schulden oder als Folge einer Strafe versklavt werden. Die Eigenschaften eines Menschen hatten daher nichts mit seinem Status als Freier oder Sklave zu tun. So war auch der antike Schriftsteller Terenz in seiner Jugend ein Sklave. Im antiken Rom wurden selbst angesehene Berufe wie Arzt, Lehrer, Sekretär, Lektor, Bibliothekar und Kassierer von Sklaven ausgeübt. Eine juristische Klassifikation – und das heißt eine Konvention – legte also fest, ob ein Mensch als Bürger oder als Objekt behandelt wurde. An diesem Punkt wäre es ein Fehler, wenn man die Ursache der Sklaverei in der heidnischen Welt im Wirtschaftssystem einer Gesellschaft suchen würde. Ökonomische Strukturen konnten für deren Bestand und Ausformung natürlich verantwortlich sein, aber nicht für die Existenz der Sklaverei selbst. Diese ist vielmehr der Ausdruck einer tief verankerten Haltung der Ungleichheit, die dazu führt, dass zwischen den Mitgliedern eines politischen Gemeinwesens und Nicht-Bürgern oder Nicht-Menschen unterschieden wird.

Das tatsächliche Verhältnis zwischen einem Sklaven und seinem Besitzer unterscheidet sich natürlich entsprechend dem Wirtschaftssystem, in der die Sklaverei betrieben wird. In ländlichen Gesellschaften und im Haushalt war dieses möglicherweise eher familiär und patriarchalisch und damit nicht viel anders, als die, wenn auch autoritäre, Beziehung zwischen Vater und Sohn. Auf großen Gütern und in einer vom landwirtschaftlichen Großgrundbesitz geprägten Wirtschaft kaufte und verkaufte man in den Handelszentren des Mittelmeerraums täglich Tausende Sklaven, die in dafür bestimmten Gebäuden, den Kerkern, die nicht umsonst an Viehställe erinnern, eingepfercht, oder,